

„Helliger Gott — da kommt er!“ rief Juanna, welche zu- fällig auf den Weg schaute.

„Du erblichest! Du zitterst! Was geht der Mensch dich an, was kümmert dich mein Beginnen mit ihm!“

„Erlasse es mir, ihn zu sehen. Gestatte mir, mich zu ver- zeren. Ich kann dieses gräßliche Spiel des Heilers mit dem abmangelnden Opfer nicht länger ansehen.“

„Juanna, willst du als meine Tochter gelten — viellecht gar — das wäre mein sehnlichster Wunsch — es in Wahrheit werden, so mußt du hassen, was ich hasse. — Bewinge deine irdische Schwäche. Empfange ihn wie sonst, und wenn du das nicht kannst, so lasse ihn abweisen, lasse ihn sagen, ich sei angegriffen.“

Das junge Mädchen hatte die Hand auf die Brust gepreßt, als gäbe dort ein stehender Schmerz. Jetzt schöpfe sie Athem. Sie verließ den Balkon, um dem Diener Befehl zu geben, den Besuch abzuweisen.

Wir brauchen es dem Feind wohl kaum zu erklären, welches unendliche Weh ihre Brust durchstobte. Hätte sie jemand ge- fragt, ob es Liebe sei, was sie für Herbert suchte, so hätte der Gedanke schon sie erschauern gemacht, daß ein solcher Argwohn möglich. Von frühesten Kindheit an gewohnt, in Born einen Wohlthäter ihrer Mutter, einen zweiten Vater zu sehen, dem sie trotz aller seiner häßlichen, absonderlichen Eigenschaften Liebe, Achtung und Dankbarkeit schuldig, hätte sie es gewohnheits- mäßig als eine Sünde empfunden, ihm ungehorsam zu sein, sich jemand zu nähern, dem er grölle. Die Anschauung war in ihr festgewurzelt, daß der Charakter Born's durch Laune, das er erduldet, vertritt, daß diejenigen, welche dieser Mann, der im Stillen, unerkannt, sich jedes Verdriängens annahm, haßte, Haß und Verachtung auch verdienen. Sie hatte Ge- horham geleistet, als Born von ihr gefordert, Herbert entgegen- kommend zu empfangen, die Heulelei Born's gegen denselben hatte sie angewidert, aber sie war es gewohnt, häßliche Eigen- schaften des Vaters zu sehen.

Die Jugend, das gewinnende Aussehen Herbert's, seine Arg- losigkeit hatten mehr und mehr in ihrem Herzen Theilnahme für den jungen Mann erweckt, dessen Vertrauen so schmächtig betrogen worden sollte, sie schämte sich, das Werkzeug bei diesem graunamigen Trevel zu spielen; aber das warme Interesse, das Willde, das sie, ohne es zu wollen, verrathen, hatte ihn an sie gefesselt, er wählte sich geliebt und er glühte.

Auch heute noch war Juanna ihrer Gefühle auf Herbert nicht klar, sie hatte ihr Herz in Beziehung auf einen Andern gerührt. Wiederholt hatte ihr Born schon angedeutet, daß er ihr Georg Hemming zum Gatten wünsche, dann theile dieser mit ihr sein Erbe, dann habe sie eine Stütze fürs Leben.

Born hatte sie genötigt, sich mit diesem Gedanken zu be- schäftigen, unwillkürlich hatte sie Vergleiche zwischen Herbert's Erbscheidung und der Georg's angeestellt, alles, was sie von Georg hörte, erfüllte sie mit Achtung für ihn, aber er war ihr ein Fremder.

Sie stand auf dem obern Treppenhof hinter den prächtigen Blatgewächsen verborgen, welche den Aufgang zur ersten Etage in einen grünen Haub verwandelten, als der Diener ihrem Be- fehle gemäß seine Herrschaft entschuldigte.

„Sagen Sie, daß ich bringend um ein kurzes Gespräch bitte, mir auf einige Augenblicke möchte ich das gnädige Fräulein sehen.“ versetzte Herbert mit einem Beben der Stimme, welches eine bange Erregung verrath. „Ich bitte Sie, melden Sie mich.“

„Wiß Juanna ist auch nicht zu sprechen.“ antwortete der Diener. „Dr. Born würde mich auf der Stelle entlassen, er ist sehr heftig und sehr strenge, er nimmt nie einen Befehl zurüd, den er gegeben.“

„Dann werde ich warten, bis das gnädige Fräulein einen Augenblick abkommen kann. Und wenn es Stunden dauert, ich werde Geduld haben.“

Der Diener war für eine solche Antwort nicht infrakt. „Ich glaube kaum, daß Ihnen das Warten nützen wird,“ sagte er zögernd.

„Ah — dann ist es also eine Alceiung,“ rief Herbert mit Bitterkeit, ein Befehl, der besonders für mich gegeben?“

„Herr Baron, ich weiß das nicht, ich vollziehe die Befehle, die ich erhalte.“

„So werde ich warten, wenn mir das nicht auch verboten wird.“

Juanna schlich leise nach dem Balkon zurück. Sie berichtete Born, daß Herbert sich nicht abfertigen lasse. Ihr Antlitz war bleich, sie zitterte.

„So mag er zu mir kommen,“ rief Born und es funkelte düster aus seinen Augen. „Er scheint die Jagd zu wittern. Er will mich am Ende gar zwingen, ihm Rede zu stehen.“

Juanna schauerte, so gräßlich war der Hohn, der die Bize Born's verzerrte. „Gestatte mir, ihn abzuweisen,“ bat sie, „um einen plötzlichen Entschlusse durchzukommen und alle ihre Kraft gewaltthätig zusammenzubringen.“

„Meinetwegen. Aber denke daran, daß mein Fluß dich treffen würde, verkommen würde, du mir die volle Rache. Halte ihn mit Ansehen hin, er darf noch nichts erfahren. Es ist besser, ich sehe ihn nicht. Ich könnte mich vergessen, wenn er mir die Hände zeigen wollte.“

Juanna hatte den Balkon schon wieder verlassen. Es war, als werde sie von ihrem Entschlusse getragen, als verleihe ihr derselbe die Kraft, ihre Glieder zu bewegen — sie war bleich, wie ein Schatten.

„Wo ist Herr v. Ellerbed?“ fragte sie mit tonloser Stimme den Diener, als sie Herbert nicht sah.

„Er ist in den Gartenjalen getreten, er will warten — er.“

Juanna hörte nicht weiter. Sie wußte dem Diener, sich zu entfernen. Sie schritt in den Gartenjalen und schloß hinter sich die Thüre.

Herbert stand am Fenster, mit dem Rücken gegen die Thüre. Er sah sich erst um, als Juanna's Stimme ihn anredete.

„Ah,“ rief er, aus tiefer Brust aufathmend, „also doch! Sie stoßen mich nicht zurück.“ Er bemerkte es erst jetzt, wie bleich sie war, wie sie zitterte.

„Herr v. Ellerbed,“ sagte sie, „es wäre besser gewesen. Sie wären gegangen und nie wieder gekommen. Studen Sie uns nicht mehr auf.“

Edon ihr Aussehen hatte ihn ahnen lassen, daß das Bitterste, was er gefürchtet, wahr. Jetzt wurde dies fast zu Gewißheit. „Ich hörte heute jemand sagen, Ihr Vater sei mein Feind, der Feind meiner Familie,“ versetzte er, sie mit bebender Angst anstarrend. „Ich wollte es nicht glauben. Ich kam hierher, um zu fragen, ob ich blind gewesen, wenn ich mir eingebildet, hier gern gehen zu sein. Ihr Vater zeigte mir Wohlwollen, Sie duldeten, daß mein Auge das Ihrige suchte.“

„Schonen Sie mein!“ unterbrach sie ihn in düsterem, weichen, stehendem Tone. „Es ist alles wahr, Sie dürfen mir bittere Vorwürfe machen.“

„Es ist wahr?“ schrie er auf. „Ihr Vater wäre jener Born?“

„Fragen Sie nichts. Sie hätten es ahnen können, als Sie den Namen Born hörten — da hätten Sie fragen sollen.“

„Ich habe es erit heute erfahren, daß mein Vater einen Todfeind hat. Es ist also wahr! Und Sie, Sie haben es gemüßt, daß wider das unter der Larve des Wohlwollens mich in dies Haus lockte, der Hohn jubelte in Ihrem Herzen über den Verlebten, der bei Ihnen ein Herz suchte.“

(Fortf. folgt.)

Der Schlittschuh.

Novellette von Marianne Kind.

Er war nun so ein Mensch, der Herr Privatdozent Willius; ein wunderlicher Exakter. Da stand er — ein steifster, frostiger Abend war soeben angebrochen — im Stabparks der Nähe einer Laterne und drehte etwas in seinen Händen herum. Fünf Minuten vorher war er über dieses Etwas ge- stolpert, hatte sich danach gebeugt und es aufgehoben. Nun mochte er es drehen und wenden wie er wollte, es zeigte nicht die mindeste Lust, etwas anderes zu werden als das, was es

eben war: ein sehr lächerliches Ding, wenn ein ernster Privat- dozent gezwungen ist, es öffentlich in der Hand zu halten . . . eines kleinen jerrlichen Bediensteten, in dessen Solde ein läng- liches Schlittschuh stand, das wie ein Schlittschuh aussah.

Doktor Willius wußte das Ding noch einmal an und empfand die Belegenheit eines Menschen, der nicht weiß, ob er lachen oder sich ärgern soll. Wenn einer seiner drei Hörer ihn gesehen hätte, hier, verliert in den Anblick eines Träumers . . .

ob! Mit einer hastigen Bewegung wollte er das Stiefelchen ins Gehäuf werfen, begann sich aber eines Bessern und steckte es, nachdem er den Stiefel abgenommen, in die Tasche seines Liebergeistes.

„Um,“ dachte er im Weitergehen, „ich hätte mich do beinahe eines Vergehens schuldig gemacht. Aber, meine Herren Ge- schichtswriter — er nahm, ihnen bleibend, die Rolle eines Ver- schleiherers ein — hier fehlte vor allem die mala fides, welche das Verbrechen auszeichnet.“

„Dummes Zeug,“ unterbrach er sich. „Ich hab's das Ding morgen bei der Polizei ab. Damit qu.“

Doktor Georg Willius war ein Mann von etwa einunddreißig Jahren. Als Student ein armer Kerl, der sich mit bescheidenem durchs Leben schlug, hatte er sich zu einem fähigen, in schädelnieren Menschen entwickelt, der, gelehrt war, seinen Gedanken nach- abzuhängen, ohne sie zu äußern, zu einem Zeugniser, der zu flotten begann, wenn er sprechen sollte. Deshalb hatte er es gleich nach seiner ersten Vertheidigung aufgeben müssen, durch forensische Selbstbaten zu glängen und sich selbst in sein Studzimmer zurückzugeben. Dort, am Schreibtisch, allein mit seinen Ideen, fühlte er sich, bedeutete er etwas. Dort konnte er denken und neues Wert schreiben, das in juristischen Streifen großes Aussehen erregt hatte.

Er leiste allein für sich, ohne jemals nach einem andern Ver- sehn zu verlangen, als nach dem mit seinen Vätern. Was des Lebens Wohlthätigkeit erwarb, besaß er — mehr beanspruchte er nicht. Viellecht hätte es ihn auch gelehrt, beunruhigt, ihn aus dem heiligen Gleichgewicht gebracht.

Heute freilich hatte er Gesellschaft in seiner Stube. Seinen Gung zur Vertraulichkeit kennend, stellte er das gefundene Stiefelchen, um es am folgenden Tage nicht zu verpassen, auf den Schreibtisch, an dem er zu arbeiten pflegte.

Da stand es nun, während er schrieb. Er mußte es sehen, wenn er seinen Flügel gezeichnet, blenden Kopf in die Höhe hob, wenn er die Feder einsetzte. Es fand da so gleichmäßig, als wäre kein richtiger Klang der Schreibtisch eines Gelehrten, als hätte es nie einen kleinen Mädchenzug umglossen. Es war offenbar sehr zufrieden mit seinem Schicksal.

Weniger Herr Doktor Willius. Der Schuh hatte ihn anfangs gar nicht gekümmert, nicht im mindesten. Dann aber, als er die Feder weglegte, sich in seinen Geist zurückzuziehen, um nachzufin- den, was er sich mit einem Male dabei, daß er gar nicht an sein, Erfindungsrecht im Mittelalter dachte, sondern eigentlich seit einer ganzen Reihe die Knöpfe des Stiefelchens gabte und zwar ein Mal von oben herunter und dann von unten herauf, als ob es für ihn ein besonderes Interesse hätte immer wieder die Zahl sieben herauszubringen. Dagegen hätte er das Ding auf die beiden Seiten und machte sich wieder ans Schreiben. Aber er war irritirt und nicht mehr im Zug. Während er verdrießlich weiterlief, fiel ihm der weiche Belag des Schuhwerks auf, Gedankenlos ließ er seine Handfläche darüber gleiten. Um, es war in der That ein feiner, sehr eleganter Schuh.

„Aber wie kann man denn einen Schuh verlieren?“ dachte er plötzlich und hatte die Ahnung, anzuladen. Nichts, diese neu- artigen Schleiherer verlangen eigens konstruirte Schuhe, die man erst auf der Gießbahn anlegt . . . Von da muß man sie in der Hand tragen . . .

„Könntich,“ falktete er weiter. „Dieser Schuh gehört offenbar einem Mädchen — oder einem Kinde — ein feiner, schmaler Fuß mit hohem Arch, jedenfalls einem jungen Mädchen.“

„Dummheiten das!“ brummte er, indem er aufstand und den Schuh auf einen Kasten stellte. Aber er sollte seine Ruhe haben. Er dachte jetzt freilich nicht mehr an den Schuh, aber vor seinem Geiste entstand das Bild eines Mädchens, klein, jerrlich, mit blonden, herabhängenden Flechten und vor kalte und Jugendlust ge- zerrten Wangen.

Er schloß die Augen um besser zu sehen. Seine Bize waren weich und leuchtend. Etwas wie Erinnerung an ein Goldes und Süßes bewegte ihn . . . Wie lange war das her?

Er war für heute nicht mehr insande, zu arbeiten. Er sah da und gab sich ganz ungewohnten Gedanken hin. Es war bereits spät in der Nacht, als er zu Bette ging, ohne die Feder nochmals berührt zu haben.

Im Schlafzimmer fiel ihm das Mädchen vom Alceiendübel ein, wie sie den Schuh verlor und der Prinz ihn fand. „Aber es war kein Schlittschuh daran,“ murmelte er lächelnd indem er einschlieft. Die ganze Nacht über träumte er. Deutlich hörte er, wie der Schuh in seinem Zimmer herumtravelt: Strich, frod, knick, knick . . . ans seinem Kasten die Thüre hinaus, über den Schreibtisch flatterte, über seine Papiere hinweg — dann wieder, wie er auf seine Bettdecke prangte, immer größer und schwerer wurde, daß er, Doktor Willius, vor Angst aufschreien müßte . . .

Der Morgenherald erwachte er. Sein erster Blick fiel auf den Schrank, wo der Schuh, noch immer so gleichmäßig stand, wie am Abend vorher auf dem Schreibtisch. Die Thüre stand offen. Als der Privatdozent ausstieg, packte er das Stiefelchen mit- sammt dem Schlittschuh sorglich in Papier und nahm das Paket unter den Arm. Er wollte es zur Polizei bringen. Möchte die

sich dann von bösen Träumen quälen lassen — er hatte gerade genug. In die Stube eines erblumten Junggefellens post nun einmal kein Mädchenhaus . . .

In seinem Frühstücks-Büro aber entdeckte er in der Zeitung eine Annonce, die ihn seine Ahnung andern ließ. Sie lautete: „Damenhaus (mit Schlittschuh), mit rothem Planel gefüttert und mit Belz verdrämt, ist getrennt, vollständig im Stadt- park, in Berlin gerathen. Ueher Belohnung abzugeben: Karlsstraße Nr. 16, 3. Stad. Thüre rechts.“

Doktor Georg Willius beschloß, seinen Fund persönlich zu über- bringen. Er empfand mit einem male eine brennende Neugierde, zu sehen, ob die Dame seinem Bilde von getrennt entsprach — und die Beschlucht nach einem kleinen Abenteuer. Ein Privat- dozent ist in schließlich auch nur ein Mensch.

„Der Prinz auf der Suche nach dem Alceiendübel“, fiel ihm ein, während er sich besahte, im Schmegeleifer vorwärts zu kommen.

Er stand an der Thüre rechts, klopfte den Schnee von seinen Kleidern und zog die Glocke. Das Gastenstübchen öffnete sich, dann die Thüre.

Doktor Willius sah sich einer jungen Dame gegenüber, die ihn erkannt anzublickte. Der Privatdozent selbst schen die Sprache verloren zu haben.

„Fräulein Olga,“ rief er entsetzt und eine große Freude kam über ihn. „Fräulein Olga, Sie hier?“

„Er trecke ihr die Hand die, die sie ergreift. Sie war über und über erdrückt.“

„Lieber Doktor Willius,“ sagte sie herzlich, „würsten Sie das nicht? Ich schrieb es Ihnen vor einem Jahre schon; so lange kam mir hier.“

„Sie schrieben mir, Sie Fräulein Olga? Und ich war damals in Straburg. Ich erhielt Ihren Brief nicht . . .“

„Und ich — ich dachte,“ — sie brach ab. „Und Sie?“ fragte er unsicher.

„Wollen wir nicht in's Zimmer gehen und dort unser Wieder- sehen feiern?“ meinte sie ausweichend.

„Und Sie?“ fragte er noch einmal, indem er sein Paket auf den Tisch legte. „Mit einem Male überkam es mich. Wie schön sie war, wie voll herzlicher Freude sie ihn anah, wie vorwurfs- voll dabei!“ Er erlie auf sie zu, ergreift ihre Hand und presste sie in der seinen. „Olga, und Sie?“

„Doch Ihre Augen denken?“ Darf ich glauben, daß es Sie betrifft, weil, daß ich damals vor vier Jahren die Stadt verließ, in der Sie lebten, nachdem Ihr Vater mit, dem armen Hei- melier, die Thüre . . .“

„Still,“ sagte das Mädchen leise und ernst, „Baba hat es bereit, tief bereit.“

„Und Sie?“ fragte Willius, sie fest anblickend.

„Ich habe gelovnet — aber nicht mehr gekostet.“

„Dann ich konnte keinen andern mehr lieben.“

